



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 11

Montag, 15. September 1924

Nr. 11

Das Rauchhaus.

Von Reg. und Bauat G o e h r z - Köslin.

I.

Mit der Vorstellung, die jeder von einem Wohnhause hat, ist unzertrennbar der aus dem Dach hervorragende Schornsteinkopf verbunden und doch gibt es auch hiervon Ausnahmen. Wer gelegentlich eines Sommeraufenthaltes oder eines Ausfluges durch das Fischerdorf Nest wandert und die strohgedeckten Hütten, die unter der hohen Düne Schutz suchen, etwas genauer betrachtet, wird erstaunt sein, daß einigen von ihnen der Schornstein nicht zu finden und auch tatsächlich nicht vorhanden ist, und doch werden sie bewohnt. Betritt man ein solches merkwürdiges Haus, um sich das Innere näher anzusehen, so wächst das Erstaunen. In der niedrigen Hütte, deren Traufe etwa 2 Meter über der Erde liegt, empfängt uns eine Diele von etwa 3,60 Meter Höhe, etwa 5 Meter Breite und 8 Meter Tiefe. Das ist im Vergleich zu unseren heutigen Wohnräumen ein Saal von ansehnlichen Abmessungen. Im Hintergrunde brennt ein Feuer auf dem offenen Backsteinherd; an der Decke hängen geräucherter Schinken und Speckseiten und daneben eine Reihe von Fischernezen. An der Längsseite ziehen sich in den niedrigen Abseiten einerseits die Ställe, andererseits Kammern, früher die Schlafkammern für das Gesinde, hin, und über der Halle auf dem Dachboden lagert das Heu. Der Rauch des Herdes steigt zur Decke der Diele empor, zieht an den Rauchwaren entlang durch offene Gefäße der Schmalseiten nach dem Dachboden und steigt durch das sogenannte Gulenloch der abgewalmten Giebelseiten ins Freie. Ein Schornsteinzug ist nicht vorhanden. Der Rauch steigt langsam hoch und bietet daher keine Feuergefahr. Da diese Häuser etwa 200 Jahre alt geworden sind, ist erwiesen, daß eine Feuergefahr auch tatsächlich nicht vorliegt. Der Rauch macht nicht nur den Speck und die Würst dauerhaft, sondern auch das Holzwerk des Gebäudes und trocknet die Neze. In der Wand, welche die Diele nach der hinteren Giebelseite abschließt, führt eine Tür nach der Wohnstube mit der Bettstube und einer Kammer. Die Ofen dieser Stube und Kammer werden von dem offenen Herd aus geheizt. Der Rauch geht in die Diele zurück und entweicht ebenfalls durch das Dach ins Freie. Einige Häuser sind bereits umgebaut, so daß erst nach einigem Umschauen der alte Zustand erkenntlich wird.

Diese Bauweise überrascht nicht nur durch ihre eigenartige Anordnung, sondern auch durch ihre Zweckmäßigkeit. Alles, was zur Wirtschaft gehört, ist unter einem Dach vereinigt; alles, was gebraucht wird, ist in nächster Nähe erreichbar. Das Vieh ist ständig unter Aufsicht; das Futterheu wird vom Boden heruntergeworfen; alle Arbeit wird in der Diele verrichtet, ohne daß das Haus verlassen zu werden braucht, was besonders im Winter von nicht zu unterschätzendem Wert ist. Das Strohdach ist im Sommer kühl und im Winter warm. Hat sich dieser so praktische Haustyp in Nest herausgebildet, sind die Fischer in Nest die Erfinder dieser Bauweise? Was wir hier erblicken, ist das altfächische Bauernhaus, das sich im Laufe der Jahrhunderte zu dieser zweckmäßigen Gestalt, zu diesem Kunstwerk herausgebildet hat. Seine Vorzüge waren so einleuchtend,

daß niemand daran gedacht hat, etwas anderes zu bauen. Es ist diese Bauart das Bauernhaus in vollendeter Zweckmäßigkeit, das den patriotischen Moefer zu der schönen Schilderung anregte, die auch hier im Auszuge ihre Stelle finden möge:

„Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bei demsel-

immerfort und locht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Tieren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen und die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer.“

„Wer den Herd der Feuergefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfahrt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rad am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besonderen Stalle, seine Kühe in einem anderen und seine Schweine in einem dritten hat und in einem eigenen Gebäude bräht, der hat zehnmal soviel Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigung und Aufsicht haben zubringen.“

Leider ist diese Form des alten deutschen Bauernhauses im Aussterben begriffen. Das patriarchalische Gemeinschaftsleben mit Gesinde und Vieh, das seinen Ausdruck in der Vereinigung unter einem Dache fand, ist verschwunden. Man liebt nicht mehr das so enge Zusammenleben mit den Haustieren. Man hebt das Alte mit seinem ausgeprägten Charakter auf, ohne etwas auch nur annähernd Gleichwertiges an seine Stelle setzen zu können. Die Diele, welche alle Räume des Hauses verbindet, fällt fort, und es wird, falls aus Sparhamkeitsgründen alle zur Wirtschaft notwendigen Räume unter einem Dach vereinigt werden, in einem schmalen Gebäude der Wohnteil, der Stall und die Scheune schematisch aneinandergereiht und das Ganze vielleicht mit einem niedrigen Pappdach abgedeckt, so daß das Barackenmäßige augenfällig in Erscheinung tritt. Es fehlen die Geräumigkeit, die Zweckmäßigkeit, kurz: ein organisches Ganze.

Dieses altfächische Bauernhaus ist aus Niederdeutschland, aus der Gegend zwischen Elbe und Weser, mit den deutschen Kolonisten nach Holstein, Mecklenburg und nach Pommern gewandert und ist in einem schmalen Streifen an der Küste Hinterpommerns noch zu finden. Diese Tatsache ermöglicht auch den Schluß, daß diese Fischer an der Küste nicht etwa ein Rest der alten wendischen Bevölkerung sind, sondern daß sie deutschen Ursprungs sind, und deutsches sächsisches Blut in ihnen fließt.

Mang dei Woaterhühner

oder

Wo dat jest in Dütschland usföh.

Von Hans Meinhold-Barth (Pom.).

Up'n Ruhediel, ne, wat is dit bloß?
Nu hür doch sowat einer!
Is ja woll rein dei Dümel los,
Dor mang dei Woaterhühner!
Wat moakt dat litte Kropbüg woll
för Hellenmordsstandaal?
Dat is'n Geschrei — du leinwe Vid! —
ein Jetern — nich tau glöwen!
Dat limmer doch dei lüttesten Vid'
dat grötteste Muldwer! hewwen!

Seil spöchtig sid dat onbesüht,
wo's jachten sid un labbeln.
Man hür joa woll väl Milenwatt
dat Zaufstern un dit Schwabbeln.
Dor will ein jeder kummandir'n,
Un keiner will parier'n —
Up eis bräkt af dat ganze Spill,
dor rauscht wat dörch dat Woater,
Un dann is allens bodenstroll,
verstummt dat ganz' Geschnoater. —

Dei König von den See, Herr Schwoan,
dei dahr sin Wochtwurt spraken:

„Wer woagt dat, hier tau wedderstahn?
Den'n war't dei Knoatens bräken!
Weit't, Radertüg, denn ji nich, wer
hier up den See is Herr?
Wer ward den stillen See sin Rauch
mit so'n Spektakel stüren?
Maakt je nu hier noch moal Rabau,
war id juch mores lühren!“

In Dütschland süht't jest grood so ut,
as mang dei Woaterhühner;
hätt jeder Moos dei grote Schmut,
sin Soak dauhn, dat will keiner.
Doa red't dei allerschlichtst Kunjon
nen allerbidststen Ton: —

O Deutschland, wann, wann kümmt din Schwoan
mit Macht dortwischenlaagen
un deikt dei ganze Röwerbau'n
moal eis taum Dümel joagen??

(Entnommen aus Benzmann
„Pommern im deutschen Lied“.)

ben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersteht die Wirtin zu gleicher Zeit drei Tieren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niederlegen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt

Ein Stückchen Romantik.

„So stille liegt das Land,
von Mondesglanz beschienen,
aus tausend Kelchen strömt ein Opferhauch,
und Gott ist mitten unter ihnen.“

(Ludwig Bäte.)

Schon viele Natur- und Wanderfreunde haben zu allen Jahreszeiten unsern Tessin-See besucht und auch wohl stille Freude an diesem klaren Auge des Waldes gefunden. Doch nur wenige dürften sein schönstes Gesicht geschaut haben. Er trägt es um Mitternacht, wenn der Mond ihn anlächelt. Er zählen läßt sich das nicht, sondern nur erleben und

Dann nicht in großer Gesellschaft, sondern höchstens mit einer verwandten Seele, am besten aber mütter-
seelenallein.

Wieviele Menschen unserer rasenden Zeit kennen und suchen noch den Sauber einer Mondnacht an unseren Seen? Wieviele finden noch im nächtlichen Wolkenrauschen Heilung und Erhebung ihrer vom Schicksalshammer zerstampften Seele? — Ueber-
ängliche Gemüter fühlen sich vielleicht überhaupt wohl in Dichtspiel- und Kaffeehaus, wo keine Frösche hüpfen und keine richtigen Mäuschen tanzen. Musik ist indessen auch draußen; das Raunen und Rauschen in Wipfeln, Wellen und Rohr dürfte empfänglichen Herzen sogar tiefer gehen als alle Kunstmusik. Sogar unsere oft überkultivierte Nase geht nicht leer aus. Davon sei noch mit ein paar Sätzen die Rede:

In einer Nacht war's, um den Vollmond im Juli, als mir vom sogenannten Lanzplag an der Südwestseite des Tessin ein berauschender Duft entgegenströmte. Eine große Anzahl Schwärmer umkreiste die jungen Eichen und Birken. Und bald erkannte ich die weißen Tubelfläschen. Waldblatt (Donicera periclymenum) feierte Hochzeit und wollte mit seinem köstlichen Duft dazu einladen. An den Bäumen und Sträuchern hatte es sich emporgeraukt und entschleierte nun zitternd dem Monde sein keusches Blumengesicht. Die langen Blütenröhre hatte sich wagemutig gestellt und wartete mit geöffneten Lippen seiner Besucher, die auch nicht lange auf sich warten ließen. Mit langen Nüsseln tranken sie den Honig und besudelten sich dabei reichlich mit den langheraushängenden Staubbeutelchen.

Am nächsten Tage war trotz schönsten Sonnenscheins alles still. Die Hochzeiter schliefen. Ich mußte schon die Blüten dicht an die Nase halten, um ihren Duft zu spüren. Doch das Geißblatt ist nicht arm, es feiert zwei Nächte Hochzeit. In der folgenden Nacht gings fast noch lustiger zu. Viele Blüten hatten ihr weißes Kleid mit einem gelblichen vertauscht, die Staubbeutel waren bei diesen heute nach unten geneigt und der Griffel hatte ihre Stelle eingenommen. Fleißig schlürften die Nachtfalter zuerst von den hellen und dann von den gelben und trugen so den Blütenstaub der einen auf die Narbe der anderen Blüte. Bald nach Mitternacht sagten fast alle Besucher etwas angeheitert Bedewohl und wünschten gesunde Kinder. — Sie sollen den Indianern gleichen und ihres Fleisches wegen Liebhaber unter den Vögeln finden, die dann, dankbar, wie sie immer sind, die Samen verbreiten.

Langsam und feuszend-sinnend zieht eine Blüte nach der andern ihr Hochzeitskleidchen aus
Es war doch schöner noch als im Traum. — — —

E. Baronofsky, Rütow.

Der Rabe im pommerischen Volksmunde.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Wenn die Raben unter lautem Krächzen über ein Haus fortfliegen, so muß bald danach einer von den Hausbewohnern sterben — so lautet ein alter Aberglaube, und damit dokumentiert sich der Rabe als Totenvogel. Und da er sich ferner mit Vorliebe in der Nähe der am Galgen hängenden armen Sünder aufzuhalten pflegte, so ward er auch geradezu als Galgenvogel und der Richtplag selbst als Rabenstein bezeichnet. Auch sonst wird dem Raben noch allerlei Böses nachgeredet. Er soll seine Jungen, wenn sie größer geworden sind, aus dem Neste vertreiben (was von den Ornithologen in Abrede gestellt wird), und er soll glänzende Gegenstände, zumal solche aus Edelmetall, stehlen und im Schnabel nach seinem Neste tragen. Daher sagt man auch sprichwörtlich: De stehst as 'n Raw'. Ebenso heißt es von einem gierig Essenden: He schluct as 'n Raw'.

Einmal hat der Rabe den Kriebitz überredet, im Herbst nicht nach dem warmen Süden zu ziehen, sondern den Winter über hier im Lande zu bleiben. Anfangs gefiel es dem Kriebitz in den schönen Herbsttagen auch recht gut; als aber der Winter mit Frost und Eis ins Land zog, froren ihm die Beine, und voller Schmerzen hin- und herlaufend, rief er einmal über das andere:

Herr Jes', mine Beenel
Herr Jes', mine Beenel

Da lachte der hohle Rabe und krächzte ihn mit seiner rauhen Stimme höhniisch an:

So geht's mi alle Jahr!
So geht's mi alle Jahr!

Wenn ein Rabenpaar hundert Winter miteinander gelebt und gehedert hat, legt es den ersten Rabenstein und dann alle zehn Winter wieder einen. Diese Rabensteine wachsen aus den Diebsaugen heraus, die die Raben am Galgen ausgehakt haben, und das müssen die Raben an vielen hundert Dieben getan haben, bevor sie einen solchen Wunderstein legen können. Er ist von der Größe einer Walnuß, ganz rund und glatt und feurigrot wie ein Karfunkelstein und wird in der letzten Nacht des Monats Februar gelegt. Dieser grausige Wunderstein hat zwei Eigenschaften: die erste, daß er in der Nacht leuchtet wie die Sonne und alles umher erhellt, seinen Träger aber unsichtbar macht, so daß es sich herrlich mit ihm stehlen läßt; die zweite, daß er zu Galgen und Rad hinkockt.

Wer einen Rabenstein erwerben will, muß in der letzten Nacht des Februar in den Wald gehen, muß dort, wenn die Glocke zwölf schlägt, seine Kleider von sich tun und splitterfasernackt den Stamm, in

dessen Krone sich das Rabennest befindet, hinaufklettern. Dann muß er mit geschlossenen Augen in das Nest hineingreifen und das, was sein Finger zuerst berührt hat, behalten. Wer dabei auch nur den geringsten Laut von sich gibt, auf den stürzen die Raben in großer Zahl ein, so daß er im glücklichsten Falle mit zerhackten Augen und zerbißenen Wangen wieder auf den Erdboden gelangt. E. M. Arndt II 350 ff.

In einem Hexenprozeß, der sich im Jahre 1586 abgespielt hat, bekundete ein Hexenmeister, er habe ein Buch „von der schwarzen Kunst“ in Händen gehabt und darin folgendes Stück gefunden: „Wenn man sich unsichtbar machen wolte, so solte man ein jungen schwarzen Raben aus dem Neste nehmen; denselben solte man mit einem roten siden Faden bannen (d. i. oberhalb) dem Nest hängen, so theme der alte hero und holete einen stein aus dem mere und stecke denselbigen dem jungen in die mundt, auf das er denselbigen nicht sehen kundte, sonsten schwette sich der alte, das er zu den ander jungen nicht fliegen dürfte, und wan man alßdan drauf wartete, so kregte man den stein, und wer denselbigen bei sich truge in aller beuffel nahmen, der wer unsichtig.“ Ein ähnliches aus Neuorppommern mitgeteiltes Verfahren berichtet Kuhn W. S. II S. 76 f.

Der Grund, weshalb man im Rabennest einen unsichtbar machenden Stein vermutete, liegt in der einfachen Tatsache, daß Rabennester in den höchsten Baumkronen angelegt zu sein pflegen und daher vom Erdboden aus schwer zu sichten sind. Aus demselben Grunde glaubt man auch, daß der Feigig sein Nest durch einen Karfunkelstein unsichtbar mache, und in Bezug auf den Häher ist in Tirol der Glaube verbreitet, daß sich in seinem Neste Blendstein befinden, mittelst deren sich der Besitzer unsichtbar machen könne; die Steine seien auch die Ursache, warum man das Nest des Hähers so selten finde. So glaubt man auch, daß der im Rabennest befindliche Rabenstein das ganze Nest unsichtbar mache.

Staatlich geschützte Pflanzen unserer Wälder.

Ein wichtiges Bruchstück aus dem Natur- und Heimatbuch

von Hans Spielberg, Röslin.

Vor einiger Zeit hatten wir auf einige Küsterpflanzen aufmerksam gemacht, welche namentlich seitens unserer Bade- und Strandgäste gefährdet und deshalb unter staatlichen Schutz gestellt worden sind. Außer diesen Pflanzen, der Stranddistel, der Strandoville und dem eichenblättrigen Wintergrün, gibt es aber noch einige andere Wildpflanzen

Die Flurnamen von Strachmin (Kreis Röslin).

Von Dr. Schulz-Röslin.

Strachmin — ein alter Kamelebesitz bis 1788, wo es in den Besitz der Blankenburgs überging — wird urkundlich zuerst 1300 (Pom. Urk. III, 2 Nr. 1930) erwähnt. Die Urbunde ist bezüglich der Namen wenig korrekt und weist mancherlei Schreibfehler auf; ein Leszen de Strachemin, Strachenin, Trachemin, ja sogar Trathemin wird darin als Zeuge genannt. 1301 (Pom. Urk. IV, 1 S. 26-8) erscheint es als villa (Dorf) Strachemyn, von dem Tasmur de Donin, ein Sohn des Bispraus de Kamele, den Erber Goswinnen de Salice (von Wida) und der Kolberger Ritz zu Doblerung eines Albars den ihm gehörigen sechsten Teil, bestehend aus 10 Hufen, verkauft. In 1316 (Pom. Urk. V, 1 S. 276) als villa Stragghemyn, auch Strachemyn. (Ritter Leszen de Strachemyn, offenbar ein Bruder des oben genannten Tasmur, verspricht dem Peter, Vikar an St. Marien zu Kolberg, für 10 Hinzuhufen in Strachmin, nebst den Hebungen aus Krug, Mühle und an Hühnern 25 M. jährliche Rente zu zahlen.) Strachmin ist nach der alten Form Strachemyn, die wir wohl als die richtige Schreibweise annehmen müssen, mit altsl. strach, pol. strach = Schweden, Furcht in Zusammenhang zu bringen. Und da als Personennamen Strachomir, d. h. der durch Verdrehung von Schweden

im Feindesheere Berühmte, url. nachweisbar ist, als Besizdorf, Mitterteil des Strachomir, zu erklären. Möglich wäre auch die Ableitung von einem Personennamen Strachomysl, d. h. der auf Verdrehung von Furcht, Schweden Bedachte.

Am ausgiebigsten unterrichtet über die alten Flurnamen von Strachmin eine Gutstare aus dem Jahre 1856. Danach wird die Feldmark von Strachmin durch die von Rodeshagen-Strippow über Strachmin nach Rühzow-Dechow führende Straße in eine Nord- und Südhälfte geteilt.

Die Südhälfte zerfällt wieder in drei Teile, von denen der westliche etwa ein Viertel einnimmt. Er ist zum größten Teil Ackerland und hat nur im nördlichsten Zipfel an der Straße Moor und Baumbestand, südlich vom (1) „Meinen See“. Der westliche, etwa doppelt so große Teil, enthält (2) die bäuerlichen Pflanzereien; durch diese führt (3) die „Bäuerliche Trift“, also der Weg, auf dem das Vieh zur Weide getrieben wurde. Das östliche Viertel (4), das „Wüsteneienfeld“, weist im Südzipfel (5) das Schulmeistermoor, aus dem offenbar die Torf- und Grasnutzung dem Schulmeister zustand, (6) Stuhl-machermoor und (7) Große Moor auf. Der nördliche Teil wird durchflossen vom (8a) „Wendischen Bach“, auf dem Plane der bäuerlichen Gemeinde von 1846, (8b) „die Bornbach“, im Volke heute vielfach (8c) „der Mühlenbach“ genannt. Der Wendische Bach, auch Wendenbach, fließt, vom Strippower Ge-

biet kommend, auf Strachminer Gebiet zunächst in östlich-westlicher Richtung und biegt dann südöstlich des Ortes nach Norden um. In dem Biegungsinne liegt (9) „der Bowerberg“; dieser Flurname sagt uns, daß früher hier Vieher gehauft haben. Westlich davon, unmittelbar an der Strippower Grenze, liegt (10) der Scharlingsberg. Scharling wohl gleich Schierling; vielfach versteht man bei uns auf dem Lande darunter auch den sogenannten Kälbertropf.

Die Flur nördlich der alten Landstraße, heutiger Chaussee, zerfällt von Westen nach Osten in (11) das Seefeld, (12) lange Feld, (13) Rumpfeld, daran anschließend (14) die Schlabbow, (15) das Brückenfeld, (16) das Mühlensfeld.

Das Seefeld ist der Felderkomplex im wesentlichen nördlich des (17) „Großen Sees“, nach dem es den Namen hat. In dem Gelände befinden sich folgende Wasserlöcher und Äufe: (18) das schwarze Soll mit (19) der schwarzen Mady, (20) die Bornriege, (21) die Eller-Riege, (22) das trodene Moor. Unter Soll versteht man bei uns alle stehenden, nicht besonders umfangreichen Wasserlöcher, deren Entstehung im allgemeinen zurückgeführt wird auf das Wegschmelzen größerer Eisblöcke am Ende der letzten norddeutschen Vereisungsperiode. Als schwarz wird es bezeichnet, weil das Wasser infolge des moorigen Untergrundes schwarz erscheint. Die schwarze Mady — heute eine Wiese mit Wald — war wohl ursprünglich eine entlegene moorige Bo-

die auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1920 und der Polizeiverordnung vom 30. Mai 1921 behördlichen Schutz genießen, und die in der Umgegend unserer Stadt und namentlich in unseren benachbarten Wäldern vorkommen, oder richtiger noch vorkommen könnten. Leider wissen wohl die wenigsten, daß auch diese Pflanzen als ein „Rührmich-nicht-an“ zu behandeln und gewissermaßen nur anzusehen sind, daß es strengstens verboten ist, sie von ihrem Plage zu entfernen, sie zu beschädigen, abzureißen oder abzuschneiden, daß somit auch ihr Festhalten, ihr An- und Verkauf oder ihre Beförderung allgemein untersagt ist, und daß Zuwiderhandlungen mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft zu ahnden sind.

Solchen behördlichen Schutz genießen alle Arten von Bärlapp (Lycopodium), hievorts besonders unter dem Namen Schlangemoos bekannt. Gewöhnlich macht man zwischen den beiden Bärlapparten keinen scharfen Unterschied. Im Volke wird das Schlangemoos auch Glasmoos, Kolbenbärlapp, Drudenkraut, Segenkraut, Gürtelkraut (weil es zum Schutze gegen Fegen um den Leib gebunden wird), auch Weintraut (weil es den Wein vor dem Umschlagen schützen soll) genannt. Der Botaniker unterscheidet zwei Bärlapp-Arten: den keulenförmigen und den sprossenden Bärlapp. Beide haben einen stark in die Länge gestreckten Stengel, der auf weite Entfernung am Erdboden hinstreckt und sich gabelartig verzweigt. Die Zweige stehen aufrecht und sind auch ihrerseits wieder gabelig geteilt. Stengel und Zweige sind mit zahlreichen kleinen, pfriemenförmigen Blättchen besetzt. Vom Juli bis zum Herbst finden wir an den grünen Zweigen der beiden Bärlappe vielfach eine gelbe bis braune Fortsetzung, die — etwa einer Aehre vergleichbar — mit kleinen, schuppenförmigen Blättchen besetzt ist. In diesen Aehren werden die „Sporen“ der Bärlappe erzeugt. Es sind dies winzige, staubförmige Körperchen, durch welche die Bärlappe sich fortpflanzen. Blüten bringen diese Pflanzen nicht hervor. Sie gehören — wie die Farnkräuter, die Moose, die Pilze — zu den blütenlosen Pflanzen. Von den Unkundigen werden die Bärlapp-Arten vielfach mit Moosen verwechselt und auch als solche bezeichnet. In der Tat besteht zwischen beiden eine oberflächliche Ähnlichkeit. Inbessenen sind die beiden gefährdeten deutschen Bärlapp-Arten mit Sicherheit an folgenden Merkmalen für jedermann zu erkennen:

Das erste Kennzeichen ist die überraschende Länge des kriechenden Stengels, die eine solche von 1 Meter und mehr erreicht. Die Stengel der heimischen Moose bleiben dahinter weit zurück. Das zweite Merkmal, das auch an abgeschnittenen Stücken noch deutlich wird, ist die große Festigkeit des Stengels. Die meist sehr dünnen und zarten Stengel der Moose lassen sich durchweg leicht zerreißen. Die

Stengel der Bärlapp-Arten sind kräftig, mehrere Millimeter dick und leisten starken Widerstand, wenn man sie zu zerreißen versucht. Bemerkenswert ist auch die große Widerstandsfähigkeit gegen Austrocknen, die den Bärlappen eigen ist und sie für die Blumenbinderei so begehrenswert macht. Sie halten sich tagelang frisch, während die meisten Moose sehr rasch schrumpfen und unansehnlich werden.

Der keulenförmige Bärlapp (Lycopodium clavatum) bevorzugt trockene Heide und Wälder, besonders Nadelwälder. Seine Stengel und Zweige sind dicht mit grünen, pfriemenförmigen Blättchen besetzt. Diese sind in zahlreichen Längsreihen angeordnet und geben den Zweigen etwa das Ansehen eines verkleinerten Fichtenzweiges.

Der sprossende Bärlapp (Lycopodium annotinum) findet sich zerstreut an feuchten, schattigen Waldstellen. Bei ihm sind die grünen Blättchen der Stengel und Zweige locker gestellt. Meist sind sie in fünf Längsreihen angeordnet. Sie stehen sparrig nach den Seiten zu vom Stengel ab und sind oft auch etwas nach unten gekrümmt. Sie laufen in eine stehende Spitze aus. Im August und September findet man am Ende der Zweige die anfangs gelblichen, später braunen Sporenaehren. Sie haben keinen Stiel, bilden vielmehr die unmittelbare Verlängerung der grünen Sprosse. Die Aehre ist bis 4 Zentimeter lang und etwa 3—4 Millimeter dick.

Diese beiden Bärlappe, unser Schlangemoos, wurden namentlich im Frühjahr und im Herbst, wenn grüne Schmutzweige fehlen, für die Zwecke der Blumenbinderei gesammelt. Die langen Stengel waren ein beliebter Topfbesmud. Die Plünderung der Wälder und das Suchen nach Bärlapp nahm schon überhand. Ganze Säcke voll sind aus unseren Wäldungen fortgeschleppt und selbst nach außerhalb verschickt worden. Kein Wunder, daß hierdurch auch bei uns die Pflanze bereits selten geworden ist. Es war höchste Zeit, diesem Pflanzenraub jetzt einen Riegel vorzuschreiben und das Schlangemoos unter Schutz zu stellen.

Eine andere Waldpflanze, oder richtiger ein Strauch, der noch vor Jahrzehnten viel in unserm Buchwalde vorkam, dort nun aber nahezu ausgerottet ist, war der Seidelbast, Daphne mezereum. Wie innig diese Pflanze — die übrigens in allen ihren Teilen beißende Giftstoffe enthält — mit dem Volksleben, gleich dem Bärlapp, verwachsen ist, darauf deuten ihre verschiedenen Namen, unter denen sie im Volke bekannt ist. Pöperbusch, Pfefferblümchen, Glendblume, Lausblyme, Lausbub, Charfreitagblume, Kellershals, Zetland wird oder wurde sie hier oder da genannt, denn jetzt heißt es auch bei ihr: sie war einmal! —

Der Seidelbast ist ein kleiner verzweigter Strauch von 30—120 Zentimeter Höhe. Er gehört zu den ersten Frühlingsblühern. Bereits im März oder

April entfaltet er seine angenehm nach Mandelblütenden Blüten. Diese gleichen in der Farbe den Pfirsichblüten und stehen zu zweien bis viere in kleinen Büscheln beisammen. Die einzelne Blüte erinnert im Aussehen an die Blüte des Flieders. Zur Blütezeit sind die Blätter, die an die des Oleanders erinnern und langgezogen eiförmig sind, noch nicht entfaltet. An der Stelle, wo im Frühjahr die Blüten standen, bemerkt man anfangs grüne, später — im August und September — scharlachrote, kleine, eiförmige, saftige Beeren. — Wer Glück hat, trifft vielleicht noch im Buchwalde diese seltene Pflanze an, die früher zu Frühlingssträuchern rücksichtslos gesammelt wurde.

Als größte und letzte staublich geschützte Seltenheit unseres Waldes sei noch die nordische Pinnäe, Pinnaea borealis, genannt. Die liebliche, kleine Blume war in früheren Jahren noch an drei verschiedenen Stellen im Gollen anzutreffen. Schon der Seminarlehrer Döms, als Botaniker und Pflanzensammler wie als tüchtiger Schulmann hochverdient und heute noch geschätzt, hatte auf diese seltene Pflanze unserer Gegend hingewiesen und seinen vielen Schülern ihren Schutz dringend ans Herz gelegt. Ob die nordische Pinnäe im Gollen wirklich urwüchsig gewesen, wolle man manche bezweifeln. Einige der hiesigen Naturfreunde und Pflanzensammler behaupten, sie sei von früheren Pflanzensammlern — genannt werden Lehrer Faubel, Justizrat Mantopf, Druckereibesitzer und Buchhändler David Henckes, Amtsgerichtsrat Zimmer — hierher verpflanzt oder angepflanzt. Genauer weiß man nicht; nur soviel steht fest, daß alle die Genannten das Pflänzchen ängstlich behüteten, bis es jetzt, in unseren Tagen, jedenfalls durch rücksichtslose Sammler völlig ausgerottet zu sein scheint.

Die nordische Pinnäe, die moosige, feuchte Kiefernwälder liebt, besitzt ein dünnes, flach auf dem Boden liegendes Stämmchen von 40—120 Zentimeter Länge. Von ihm erheben sich senkrecht nach oben etwa 8—10 Zentimeter hoch die Zweige mit ihren Blättern und Blüten. Die Gestalt der Blätter ist rundlich-eiförmig. Sie haben eine lederartige Beschaffenheit und sind mittels eines nur kurzen Stieles an dem Stengel befestigt. Sommerzeit Blätter stehen einander gegenüber. Die Blütezeit dauert von Mai bis Juni. Jeder Blütenstengel verzweigt sich oben wie eine zweizählige Gabel, in zwei Blütenstiele. An jedem Blütenstiel hängt ein weiß oder blaßrosa gefärbtes, schwach nach Vanille duftendes Blütenstückchen. — Ein aufmerksamer Gollenwanderer kann vielleicht doch noch einmal das seltene Glück haben, das Pflänzchen anzutreffen. Wie er um Schonung gebeten wird, so ergeht auch an ihn die Bitte, von seinem Funde dem Verein für Heimatkunde und Heimatschutz zu Röslein freundlichst Mitteilung zu machen.

denkennung, von einer Riege durchflossen; vielleicht fanden an dieser einst unwegsamen Stelle nach Einführung des Christentums noch geheime nächtliche heidnische Zusammenkünfte statt, die in der Erinnerung des Volkes später in Verbindung mit allen möglichen spukhaften Erscheinungen fortlebten. Es mag hier darauf hingewiesen werden, daß eine langgestreckte sumpfige Wiese in Cuslow, Kr. Stolp, „die Lange Nacht“ heißt. Riege (mnd. rīde, auch rige, rīje) bezeichnet einen Wasserlauf, insbesondere in einer Geländesenkung. Westlich des Großen Teichs nach dem Dorf zu erstreckt sich auf der Karte ein Wiesengelände, von einem Bächlein durchzogen, (23) der „Lange Teich“ bis hin zum (24) Dornberg. Der südlich vom eigentlichen Seeefeld, also zwischen der Kollberger Landstraße und dem Großen See und Langen Teich gelegene Wiesen- und Moorstreifen weist in west-östlicher Richtung folgende Flurnamen auf: (25) Gilmoor (d. i. Gildenmoor), (26) Kirchland, Land, das zur Kirche, Pfarre, gehörte, (27) Seemoor, (28) Stubbenbeich, ein Teich, an dessen Ufer Stubben, abgehauene Baumstämme, standen, (29) Nasberg; hier wurde früher offenbar das gesallene Vieh (d. i. Aas) besetzt. Westlich vom Großen See liegen (30) die Schwarzen Berge, wohl nach der dunklen Erde.

Nordwestlich der Kirche erstreckt sich bis zum Wendischen Graben (31) die Schmiedeloppel, nördlich davon (32) der Henneberg und (33) das Rietenbruch.

Hieran schließt sich das Lange Feld mit dem (34) Brückenberg, wohl so benannt nach der Brücke über den Wendischen Bach auf dem Wege nach Timmenhagen. Mitten in dieses Feld reicht noch hinein die bereits unter (19) aufgeführte „Schwarze Nacht“; weiter kommt dann (35) das Vassehnische Söll, (36) die Klaren Teiche und dicht an der Grenze (37) das Schilde-Bruch.

Das Rampfeld reicht östlich bis an den Wendischen Bach, im nördlichen Teil teilweise bis auf das rechte Buchufer. Es schließt sich südlich an die östlich des Rietenbruchs gelegene (38) Rampwiese an. Unter Ramp (niederdeutsches Lehnwort aus lat. campus) versteht man im allgemeinen ein eingezäuntes Stück Feld bezw. Ackerland. Nördlich der Rampwiese am Bach dort wo der sogen. Oberbach in den Wendischen Bach sich ergießt, folgt (39) der Holzort (Ort niederdeutsch = Winkel, Ecke), (40) die Rieselwiesen, ebenfalls unmittelbar am Bache; im nördlichen Teil des Feldes (41) die Brandriege, am (42) Bauer-Hollberg, (43) der Große Hollberg (hol. hōl = was sich geworfen hat, so daß darunter eine Höhlung entsteht; hol also = hügelig, (44) Thoms Wurthbruch, (45) Thoms Wurthberg (mnd. wurt, auch wort = jede Erhöhung, die Schutz gegen aufsteigendes Wasser gibt, also = Werder), (46) die Faulen Riege (faul von mnd. vul = stinkend von Faulnis, schmutzig).

Hieran schließt ganz im Norden die Schlabbow

(14), ein mit Busch und Wald bestandenes Gelände an, nebst (47) Fuchsberg und (48) der Vassehnischen Halzabel (Kabel = Losanteil von mnd. Kabeln = Rundholz zum Losen; hier Kabel = Acker, dessen Nutzung durchs Los bestimmt wird). Schlabbow ist altpom. schlabowe vom Einbst. (sch)lab, bezw. (sh)ob, vergl. serb. shleb, russisch shelob od. sholob, poln. złob = Rinne, Wasserinne, Rinnsal (im Poln. auch = Schlucht); die Schlabbow (shlabowe poln.) ist also ein Gelände, das am Rinnsal liegt, bezw. von Rinnsalen durchzogen ist. Diese Bezeichnung trifft nach Angabe von Herrn Lehrer Wellshow-Strachmin auf das Gelände noch heute voll und ganz zu; es ist moorig und sumpfig. Der Flurname kehrt wieder auf der Krugiger Flur (vergl. Pom. Volksl. V, S. 90): „Die Schlabbow, ein Höhenrücken an der Warniner Grenze am sogen. großen Moor.“ Die Bezeichnung wird dort von F. v. Kameke-Krugig fälschlich von slap = Schlange hergeleitet. Ferner unter Fortfall der slaw. Abjektivendung als „de Schlabbow, eine Vertiefung im Acker hinter dem Kuenberge“ in Schörwalde, Kr. Stolp (Pom. Volksl. II, S. 173) und „die Schlabbow“ und „der Schlabbowberg“ in Al. Machwin, Kr. Stolp; (ebenda III, S. 110). Unter poln. Einfluß steht die Bezeichnung „Schwobb“ (poln. złob, l. gestrichen), im Kreise Lauenburg in Grewin, Rabenz, Rietkewitz, Russow und Luggewiese (Gerlach, slaw. Flurn. d. Kr. Lauenburg, B. N. F. 20). (Fortf. folgt.)

Wiese drei, vier oder fünfmal, Seiden-
 baft und die nordische Kunde, die einst in unseren
 Wäldern vorliefen, sind jetzt beherbergt geschützt.
 Möge jeder, namentlich die Botaniker an unseren
 Schulen, die Forstbesitzer und alle Natur- und
 Pflanzenfreunde, sich des Schutzes dieser Seltenheiten
 angelegen sein lassen, damit sie nicht ganz der
 Vergangenheit angehören. Ohne solchen Schutz werden
 alle polizeilichen Maßnahmen — so wünschens-
 wert und notwendig sie sind — nicht ausreichen, eine
 dauernde Sicherung der geschützten Pflanzenarten zu
 gewährleisten.

Natur- und Pflanzenschutz muß Sache des gan-
 zen Volkes sein. Freude an der Natur ist die ein-
 zige wahre Freude, die uns in dieser Zeit vaterlän-
 dischen Elends und Ohnmacht noch geblieben ist.
 Mächten in der Liebe zur Natur, zu Wald und Feld,
 zu den Schönheiten unserer Heimat sich die Herzen
 aller zusammenfinden zu der Heimatliebe, ohne die
 ein Wiederaufbau unseres zusammengebrochenen
 Vaterlandes wohl nicht möglich ist.

Von unseren Wildtauben.

In unserem Vaterlande können wir drei verschie-
 dene Arten von Wildtauben beobachten, einmal die
 Ringeltaube, die größte Art, zum zweiten die Hohl-
 taube, die seltenere vorkommt, und endlich die sehr
 seltene Turteltaube, welche ihren Aufenthalt nur in
 Gegenden gewissen Gepräges nimmt. Wenn auch
 das Geschlecht der Tauben sehr viele Ähnlichkeiten
 biologischer Art aufweist, so besitzen dennoch diese
 drei Arten ihre ganz charakteristischen Eigentümlich-
 keiten. Alle deutschen Tauben sind Waldbögel, die
 den gemischten Wald vor dem reinen Laubwald und
 diesen wieder vor dem reinen Nadelholze bevorzugen.
 Gerne haben sie es, wenn Wiesen und Acker
 sich in die Forst einschleichen oder doch in der Nähe
 liegen. Die Ringeltaube ist die größte Tau-
 benart. Sie wird noch größer als unsere gewöhn-
 liche Feldtaube. Fahlles Blaugrau ziert die Ober-
 seite, oft sehr hübsch ausgeprägtes Weintröte die
 Brust, während die Bauchpartie die Farbe der Ober-
 seite zeigt. Charakteristisch ist die weiße Randzei-
 chung der langen Schwüngen und der weiße Halb-
 ring im Nacken, welcher dem Vogel seinen Namen
 eingetragen hat. Die Ringeltaube ist ein Zugvogel,
 der Ende März oder Anfang April bei uns eintrifft
 und bis September, manchmal auch bis Oktober
 bleibt. Ich habe sie vielfach in unseren umliegenden
 Wäldern, auch in Feldgehölzen und sogar auf un-
 serem alten Friedhof rüstend angetroffen. Das Nest
 ist ein liebevoller Wust und besteht aus Ästen und
 Zweigen in Höhe von zehn und mehr Metern. Die
 Ringeltaube brütet zweimal im Jahre.

Die Hohltaube ist ein Vogel des alten Wal-
 des, der ihr Bruthöhlen bietet, denn sie baut nicht
 wie die Ringel- und Turteltaube offene Nester, son-
 dern brütet in Baumlöchern, die ihr die neuzeitliche
 Forstwirtschaft, die keinen schlechten Baum duldet,
 nicht bietet. Und außerdem will sie Ruhe haben,
 tiefe Waldbruhe. An den Verkehr und das Treiben
 der Menschen kann sie sich nicht gewöhnen. Sie
 fühlt sich daher am wohlsten, wo das Laubdach des
 Waldes am dichtesten ist und die Äste am festesten
 verstrickt sind. Aber gerade deshalb lohnt es sich,
 sie zu beobachten, denn sie gehört zu den fesselndsten Er-
 scheinungen unter unseren mittelgroßen Vögeln. In
 einigen Gegenden soll die Hohltaube sogar in Erdlö-
 chern brüten. Im allgemeinen bezieht sie die
 Baumhöhlen, die der Schwarzspecht vorher gezim-
 mert und bewohnt hat. Ihr Gewand ist graublau,
 auf den Flügeln trägt sie schwarze Binden, der Hals
 hat blaugrünen und purpurnen Metallglanz. Auch
 die Hohltaube kommt Ende März bis Anfang April
 aus dem Süden zu uns und zieht um Mitte Sep-
 tember wieder fort. Sie macht drei Bruten. Ich
 habe ihren Balzruf, ein dumpfes, lauchrednerisches
 Geulen, in diesem Sommer im Buchwalb gehört und
 ein Pärchen am Tessin-See beobachtet. Sonst ist sie
 seltener wie die Ringeltaube. Man kann sie an-
 sehen durch Aufhängen von künstlichen Nisthöhlen an
 hohen Bäumen in Parkanlagen.

Die seltene Turteltaube ist sehr weichlich
 und wärmebedürftig. Sie trifft deshalb erst Ende
 April hier ein und verläßt uns Ende August oder
 Anfang September, ist also ein typischer Vertreter

des warmen Südens in unserer deutschen Vogel-
 welt und bringt es auf nicht mehr als eine Brut.
 Die Oberseite ist rostbraungrau und aschgrau ge-
 fleckt, die Unterseite rostrotlich, am Halse jederseits
 mit vier schwarzen, weißgestäumten Streifen. Die
 Turteltaube lebt besonders gern in feuchten, gemisch-
 ten Wäldern mit jungen Widungen und hohem
 Stangenholz. In der näheren Umgebung Köslins
 habe ich sie allerdings noch nicht festgestellt. Für
 Mitteilungen von Jägern und Naturfreunden über
 den Aufenthalt der Turteltaube wäre ich sehr dank-
 bar.

Die Nahrung der Wildtauben besteht in Samen
 der Nadelbäume und Laubbäume, Weizen, Hirse,
 Hafer, Erbsen, Linfen, Wicken, aller Art Waldbereen,
 ferner in Knospen und jungem Grün; sie vertilgen
 auch in großer Menge kleine Gehäuseschnecken und
 Spanner- und Widlerlarven. Die Jagd auf Wild-
 tauben ist ein hochinteressantes Gebiet unseres deut-
 schen Weidwerkes. Sie ist aber durchaus nicht ein-
 facher Natur, da die Tauben dem Menschen gegen-
 über sehr scheu und misstrauisch sind. Im Interesse
 der Natur ist es sehr zu begrüßen, daß auf Grund
 der Polizeiverordnung vom 30. 5. 1921 Turteltaube
 und Hohltaube vom 1. März bis 31. August geschützt
 sind.

Hochzeiten auf dem Lande.

In der Maten- und in der Herbstzeit pflegt der
 pommerische Landmann seine Hochzeiten zu feiern.
 Im Frühling, wenn er mit der Bestellung, im Herbst,
 wenn er mit der Ernte fertig ist. Mancher Städter
 und noch mehr manche Städlerin fühlt sich sehr ge-
 ehrt und erfreut, zu einer ländlichen Hochzeit einge-
 laden zu werden. Man kann so schön seine städtische
 Kleiderpracht zeigen, obwohl die Landtöchter da
 auch nicht zurückstehen. Als städtischer Festgast wird
 man von den gutherzigen Landleuten besonders ge-
 ehrt, und dann alle die weiblichen Genossen, daran
 selbst in dieser knappen Zeit auf dem Lande bei einer
 Hochzeit noch kein Mangel ist!

Eins pflegt beim Einnehmen der Hochzeitsmahl-
 zeiten den überfeinen Städtern manchmal ein Nase-
 rimpfen abzurümpfen, nämlich die einfachen Tisch-
 stützen auf dem Lande, die in manchen Häusern sogar
 nach Gabel und Messer auf der Tafel teilweise ver-
 missen lassen. Der Löffel regiert hauptsächlich, Bes-
 tecke werden nur den geehrten Gästen hingelegt.
 Und doch waren diese Sitten bei den feinsten Gaste-
 reien des Mittelalters einst Gebrauch; das Land, im
 Beharren der von den Vätern überkommenen Sitten
 beständiger als die Stadt, hat sie nur bis jetzt behal-
 ten, ebenso, wie der Weihnachtsbaum, den die Stadt
 schon über ein Jahrhundert in allen Häusern kennt,
 erst in den letzten Jahrzehnten in kinderreichen Land-
 familien Eingang fand.

Die großen Festmahl, selbst an Fürstenthöfen des
 Mittelalters, begannen mit Händewaschen,
 weil man eben genötigt war, die meisten Speisen
 mit den Fingern zum Munde zu führen. Den Gästen
 das Wasser reichen zu lassen, war Sache des Kämme-
 rers; Edelknaben oder Pagen, die den häuslichen
 Dienst auf den Burgen lernten, hielten den Gästen
 das Waschwasser. Das Handtuch hing ihnen über der
 Schulter, oder es reichte ein anderer Knappe die
 Handzeweile, wie damals der Name lautete.
 Baden feierten beim Gastmahl, reichte man ihnen
 zuerst das Handwasser, das verschiedentlich auch mit
 Wohlgeruch vermischt wurde. Gabeln gab es nur
 zum Zerlegen der großen Bratenstücke; und einige
 Messer, die reichlich bei den Gästen gingen mußten
 genügen, das Fleisch weiter zu zerhacken. Eng-
 land bediente sich zuerst mehr der Messer und bei
 Ehrengeschenken nach Deutschland spielen diese oft
 eine Rolle; z. B. erhielt diese öfter Sullus, der Nach-
 folger Bonifatius, der in Deutschland das Christen-
 tum ausbreitete. Auch nach der Tafel war das
 Händewaschen allgemein Gebrauch, da es auch keine
 Mundtücher (Servietten) damals gab.

Auch Dichter berichten in ihren Werken von
 häuerlichen Festen, daß dort ohne Gabeln, nur mit
 Löffeln, gegessen werde, z. B. Immermann in
 „Münchhausen“ von den westfälischen Bauern. Wer
 trotzdem munden die fetten Süheruppen auf pom-
 merischen Hochzeiten gut, und der Fortschritt unserer
 Zeit gibt dem Stadtgast fast immer ein Bestek,
 wo die andern nur mit Löffeln essen. M. L. B.

Pommerischer Humor.

Das Geständnis. Du Böst hat wedder eis sta-
 len un stünn nu vör Gericht. Leigen künn em nicks
 helpen, dorin ghawt hei dem Gerichtsrat Schmidt
 in Borth of den Deewstahl to. „Na“, säb Schmid-
 ting, „dat's recht, dat Sei sid nich ierst up't Striden
 leggen, sünneren gestännig sünd, denn können wi jo
 dei Sal tort maken. Gewonen Sei sün noch wat to
 ehre Entschölligung to seggen?“ — „Je, Herr Ge-
 richtsrat, id will nu schwören!“ — „Wat willen Sei,
 Minsch?! Sei gäwen dei Sal jo tol!“ — „Je, dat
 bau id woll, äwer nu will' mi nun affschwören.“

All in'n Gauden seggt. Dat wter so in de Widd
 um dei söwentige Johr, as min Badding in Mis-
 broy sinen Urlaub verläwen ded. Sei wahnte dor
 in bei Villa Gred, dei haben up'n Barg ligg in
 un dei en Gaufstieg noch dat Casshus „Lo de Bäl“
 runnerföhrt, gliels min dei Goresen up dat frie
 Feld. Kein Tafel ore anner Letten bedüdt em, dat
 man dor nich gahn full, un min Badding wter denn
 of all mihimals den Weg gahn, äwer mit eis hört
 hei mal achter sit luthals schreien: „Id schlah Sei
 glik mit'n Knüttel vör'n Kopf!“ Verwunnert
 fröggt min oll Herr: „Gall dat up mi gahn? Mei-
 nen Sie mi?“, denn up em kam en Bur to un
 schwing sinen Hamelgierper. „Na, üp wen sün?“ rep
 dei Kierl. „Wat hebben Sei dor rümtapedden!
 Dat's verboden!“ — „Na, entschülligen Sei man“,
 seggt min Badding, „dat kann id doch nich weiten.“
 — „Dorum segg id Sei dat jo of in'n Gauden!“

Pommerische Verbheit. Als der eiserne Dork, der
 „alte Hegrimm“, anno 1813 nach einer Schlacht vor
 einem siegreich wieder einrückenden pommer-
 scen Bataillon den Hut abnahm und erklärte, er schäze
 es sich zur Ehre, selber Pommer zu sein, da ant-
 wortete ihm einer von den Musketieren auf das Un-
 umwundenste: „Je, nu mücht' jedwedden Hundesfott
 'n Pommer sin!“

Aus „Walter: dor lach id öwer“.

Witt un Sering.

De Witt un de Sering beegnen sid eens. De
 Witt seggt: „Niel moal, wo id mi glatt moakt
 heff; id heff mi een witte Schört voerbunnen.“
 „Id heff mi noch bäl glatter moakt“, seggt de
 Sering, „id heff mi 'n jülberen Kleed antrocken.“
 Dor ward de Witt falsch un moakt em 'n scheef
 Muul to. Dat is är bestan bläven, dorvon hett
 de Witt noch so 'n breet Muul.

Heimatbücherei.

„Pommerbücher“ des Verlags Leon Soumier
 Stettin. Als Heft 1 erschien Leoben von Erstem
 Staatsanwalt D. Walter, Stettin, eine Sammlung
 von köstlichen Schnurren echt pommerischen Humors
 unter dem Titel „Dor lach id öwer“. Heft 2
 ist ein Neudruck der feinen Erzählung Konrad
 Maßens „Der Goldschmid von Hiddensee“, wäh-
 rend Heft 3 eine neue Veröffentlichung von dem
 geschätzten Altmeister der pommerischen Sagenfor-
 schung Prof. Dr. Haas „Buchheidesagen“
 bringt. Alle drei Büchlein können jedem Heimat-
 freund warm empfohlen werden. Sie kosten das
 Stück 70 Pfg. —S.

Serrenische des Kreises Schlawa wird eine in al-
 ternächster Zeit erscheinende Wappe von Rudolf
 Muchow-Röslin in Künstlersteinzeichnungen brin-
 gen. Das Werk wird nur in ganz beschränkter Auf-
 lage herauskommen und dürfte sofort vergriffen
 sein.

Im Verlage von E. G. Heubek in Köslin sind
 folgende Heimatsschriften erschienen:

Bogislaw der Zehnte, Herzog von Pommern.
 von J. C. Benno. Ein historisches Gemälde

Pommerns geologische Formationen
 von Dr. Hans Menzel, Igl. Bezirksgeologen aus
 Berlin.

Henriette Hendel-Schüb, eine einstmalige be-
 rühmte Köslinerin
 von Prof. Dr. Jonas, Gymnasialdirektor in Köslin